Bei Emil Schibli daheim

Autor(en): **Zinniker, Otto**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 6

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634661

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Bei Emil Schibli daheim

Der Lyriker und Erzähler Emil Schibli, der am 6. Februar seinen 50. Geburtstag beging, amtet seit zwei Jahrzehnten als bernischer Lehrer im seeländischen Bauern- und Industriedorf Lengnau bei Biel. Sein Haus steht am östlichen Dorfrand am Jurahang und ist, bis der prächtige Landstrich noch weiter überbaut sein wird, ein Außenseiter wie der Dichter selber. Mit seinem von weitem erkennbaren roten Anstrich und dem lustig aufgesetzten Pultdach schaut es wie ein Wächter, der den Hut tief in den Nacken geschoben hat, über das breite Aaretal hinweg bis zu den Alpen hinüber. Mit launiger Verliebtheit in das aus eigener Kraft Geschaffene nennt Schibli sein Heim „Mein Pulverhüsli". Der Name ist recht zutreffend gewählt: Der Dichter dachte dabei bewußt oder unbewußt an die Explosivkräfte, die in seinem eigenen Innern walten und von Zeit zu Zeit jene herrlichen Werke emporarbeiten, die ihrem Schöpfer im schweizerischen Schrifttum Rang und Achtung verleihen.

Emil Schibli, der das Dichten wie Gottfried Keller immer noch als sonntägliche Angelegenheit betrachtet, wartet zum Schreiben die gute Stunde ab, da das heilige Feuer in ihm brennt. Höchste Verantwortung und Strenge sich selber gegenüber sind sein dichterisches Maß. Von ihm gibt es keinen Vers und keine Seite Prosa, die man als Leerlauf und Niete ansprechen dürfte. In Schiblis Büchern und sonstigen Veröffentlichungen ist alles Dichtung, Gestaltung und beglückende Musik. Sie ist Manneszucht in denkbar schönster Form. Deshalb versteht man leicht, daß er mit einer nach Umfang bescheidenen dichterischen Ernte in sein sechstes Lebensjahrzehnt einzieht. Seine Bücher sind an den Fingern einer Hand aufzuzählen: zwei Gedichtbändchen, die „Erste Mahd" und die „Zweite Mahd", und drei Prosabände, „Die innere Stimme", „Unterm Lebensbaum" und „Wir wollen leben" sind die ganze Fracht. Ein Dichter feiert seinen Geburtstag nicht als Nehmender, sondern als Schenkender, und so legt uns Emil Schibli in den allernächsten Tagen eine neue, den ganzen Schöpfungskreis lobpreisende Gedichtsammlung „Himmel, Erde, Mensch und Tier" vor, die, soweit wir bisher in sie Einblick erhielten, zum Schönsten, Ergreifendsten und Reifsten gehören wird, was die schweizerische Lyrik in den letzten Jahren hervorgebracht hat.

Ein Besuch im „Pulverhüsli" zu Lengnau wird zum eindrücklichen Erlebnis. Im Arbeitszimmer und auf dem Schreibtisch des Dichters ist alles wohl geordnet. Der blumentopfgroße Aschenbecher und die verschiedenen hausväterischen Weichselpfeifen verraten den gemütvollen Raucher. Auf den Bücherregalen nehmen die Werke von Knut Hamsun, Thomas Mann, Hermann Hesse und C. F. Ramuz Ehrenplätze ein. Als ich im vergangenen Sommer bei ihm einkehrte, war Emil Schibli eben mit dem Sichten und Zusammenstellen seiner neueren Gedichte beschäftigt. Die Manuskriptblätter mit den zierlichen, klaren und im Schwunge dennoch kräftigen Schriftzügen legten Zeugnis ab für den Schönheitssinn des Verfassers. Wer eine so bildschöne Handschrift führt, ist nicht nur zum Dichten, sondern auch zum Malen geboren. Tatsächlich beweist eine Mappe mit reizvollen Bleistiftzeichnungen und Aquarellen, daß Schibli auch auf diesem Kunstgebiet durchaus bewandert ist. Gerne erzählt er übrigens seinen Gästen von seiner Freundschaft mit dem Maler Ernst Morgenthaler.

Die Unterhaltung dreht sich im „Pulverhüsli" um die hohen Dinge der Dichtung. Ein Mann wie Schibli, der mit seinen eigenen Hervorbringungen ungewöhnlich streng zu Gerichte geht, mißt die Schöpfungen der älteren und neueren Literatur ausschließlich unter dem Gesichtswinkel des wahrhaft Großen und Gültigen. Seine Belesenheit ist frappant. Zudem verfügt er über die wertvolle Gabe, das bloß scheinbar Schöne und Werthaltige vom wirklich Gradgewachsenen und Gediegenen auf den ersten Blick unterscheiden zu können. Hohle Wortakrobatik, Sentimentalität und Undurchsichtigkeit der psychologischen Schau sind ihm ein Greuel. Nur das Einfache und mit absoluter Ehrlichkeit Gestaltete vermag vor seinem Urteil zu bestehen. Seine Rede würzt er selbst im Geistvollen mit ursprünglichem, sarkastischem Humor. Die eigene Person wird von der Ironiersierung und Belächelung keineswegs ausgenommen, was durchaus nicht selbstverständlich ist und schon deshalb angenehm berührt.

Sobald das Wichtigste erörtert ist, wird der Gast vom Hausherrn ans Schachbrett geladen. Emil Schibli betreibt das Schachspiel zum gelegentlichen, bescheidenen Hausgebrauch, dennoch meistert er das verzwickte Kräftefeld mit bewundernswürdiger Umsicht und Strategie. Dabei fällt dem Beobachter schon nach den ersten Partien auf, daß der Dichter, der seine Gestalten für seine Novellen und Erzählungen mit Vorliebe aus dem städtischen und dörflichen Kleinbürgertum holt, auch auf dem Schachbrett außerordentlich geschickt mit dem niedrigen Stand der Bauern operiert. Er führt im Bewegungskrieg mit den scheinbar geringfügigen Figuren Situationen herbei, welche die taktisch noch so umsichtig ausgesponnenen Pläne des Gegners von einem Zug zum andern glattweg über den Haufen werfen. Wenn er dann erst noch Königin, Türme, Springer und Läufer ins Treffen schickt, dann ist gegen die bis zum entscheidenden Augenblick aufgesparte Übermacht kaum mehr aufzukommen. Selbst auf der Höhe des Gefechtes bewahrt Emil Schibli sein ruhiges Blut, und als ritterlicher Sieger bietet er ohne langes Federlesen sofort Revanche. Und wenn er gelegentlich selbst einmal geschlagen wird, mögen ihm die verständnisvolle Frau und die prächtig erblühte Tochter als taktvolle Gastgeber, die sonst ein Herz und eine Seele mit ihm sind, die Niederlage wohl gönnen.

Ermüdet vom aufreibenden Spiel, führt Emil Schibli den Besucher in den Garten vor und hinter dem „Pulverhüsli". Die sauber aufgeführten Trockenmäuerchen sind das in den Schulferien geleistete Werk seiner Hände. Während er im Ziergarten nach Gottes Willen Blumen und Sträucher wild durcheinander wuchern läßt, wendet er der Gemüsezucht seine ganze Liebe und Sorgfalt zu. An der auf sein Grundstück prall hereinfallenden Sonne zieht er die saftigsten und fülligsten Radieschen, Gurken und Tomaten landauf, landab. Er ist darauf beinahe so stolz wie auf die Werke seiner Feder. Über sein Verhältnis zum ewigen Wachstum der Erde schreibt Emil Schibli in einem kleinen Prosastück die dichterischen Worte:

„Wenn mir vom Erdeumgraben der Rücken weh tat, ging ich zu ihnen hin, zu den Gurken und Rüben, zum Rettich und zu den Kohlköpfen, sah sie an, lächelte ihnen zu und ließ mich belehren. Das Leben geht weiter, sagten sie zu mir. Du siehst, wie schwach wir sind. Jede Schnecke, jede Ameise ist imstande, sich in unser Innerstes einzuwühlen, den Kreislauf unserer Säfte zu stören. Aber wir wachsen. Wir versuchen, unsere Wunden zu vernarben und, wo es sein muß, hart zu werden. Und so wird es auch mit euch und eurem Kriege sein. Das Leben geht weiter. Grabe und bereite die Erde zu neuer Saat! Wir wollen dir von unsren Samen geben, und sie werden aufgehen und gedeihen, denn wir wissen, daß du willig und bereit bist, uns die Liebe und Pflege, deren wir bedürfen, zu geben. Wir sind und werden sein. Dir, deinen Kindern und Kindeskindern zur Nahrung und Freude."

Otto Zinniker.